

# **Die Zeit – Politik : Wie lebt man mit Nazis?**

Die Zeit, Hamburg, Germany  
Die Zeit, Hamburg, Germany

# DIE ZEIT

Wie lebt man mit Nazis?

Ein Dorf in Baden–Württemberg wird zum Schauplatz eines Bandenkriegs zwischen rechter und linker Szene.

Von Karin Kontny

Fichtenberg

Früher, als es das Problem noch nicht gab, war Fichtenberg ein Idyll. Wie ein schlafendes Kind lag das Dörfchen mit seinen 2900 Einwohnern in einer Wiege zwischen bewaldeten Berghängen und Wiesen nur 50 Kilometer nordöstlich von Stuttgart. Damals lief Ibos Geschäft gut. Die Motorradfahrer, die passionierten Wanderer und die erholungsbedürftigen Städter kamen ins Paradies, so heißt seine Kneipe, um bei Ibo, dem Kurden, Bier oder Kaffee zu trinken. Doch inzwischen bleiben die Gäste aus. In den vergangenen sechs Wochen hat der Wirt mehr als fünftausend Euro Verlust gemacht, und an Besserung glaubt er nicht. Er verkauft seine Tische und Stühle. Das Paradies macht zu.

Läge Fichtenberg in Brandenburg oder Vorpommern, kein Mensch würde am Schicksal des Ortes Anteil nehmen. 30 Nazis und ein paar Dutzend Gegendemonstranten, die hier am Wochenende ihren Bandenkrieg führen – na und? Aber Fichtenberg liegt mitten im Naturpark Schwäbisch–Fränkischer Wald, und hier sind die Leute derlei nicht gewohnt. »Wir sind eine Marke geworden: Fichtenberg – das Nazidorf«, sagt Roland Miola, der Bürgermeister.

Die Gemeinde will ausländerfreundlich und ein Naherholungsgebiet für Touristen sein. Fünf türkische Familien gebe es, sagt Miola. Außerdem einen »herrlich sauberen« Badensee. Doch jetzt kommen am Wochenende statt Touristen bis zu drei Dutzend Ordnungshüter nach Fichtenberg. In den Abendstunden kontrollieren die Beamten der örtlichen Polizei, aber auch Bundespolizisten die Zufahrtsstraßen. Streifenwagen patrouillieren durch das Dorf.

Der Segen des Ortes, seine gute Verkehrsanbindung, hat sich in einen Fluch verwandelt. Denn weder die Nazis noch ihre Widersacher kommen aus Fichtenberg. Lediglich drei Rechtsradikale gibt es hier, deren Haus als Treffpunkt dient. Die Linken wiederum, die den »braunen Mob« vertreiben wollen, haben im Ort bloß zwei Vertreter. Der Rest reist aus Stuttgart, Schwäbisch Hall, Heilbronn und Ludwigsburg an, einige mit dem Auto, andere mit jenem Zug, der bisher die Touristen brachte.

Die Linken sind lästig, die Rechten verbreiten Angst

Die Linken sind den Fichtenbergern lästig, vor den Rechten haben sie Angst. Sie erscheinen betrunken zu Festen und pöbeln Gäste an, es gab Verletzte. Im Frühjahr wurden zwei dunkelhäutige Frauen im Zug beschimpft und herumgestoßen. Dazu kommen eingeschlagene Scheiben und zerstörter Gartenzierrat. Zur Angst tritt die Scham der Dorfbewohner, denn die Invasion von rechts spricht sich herum. »Seht zu, dass ihr die Nazis aus eurem Dorf herausbekommt«, heißt es im Gästebuch auf der Homepage der Gemeinde. Früher standen hier Lobeshymnen begeisterter Städter, die sich überlegten, hierher in die Idylle zu ziehen.

Aber was sollen sie tun, die Fichtenberger? Die Rechten treffen sich in einem privaten Haus; ein Versuch der Gemeinde, es ihnen abzukaufen, ist misslungen. Einstweilen schützt die Polizei das Dorf, so gut sie kann. Aber die ständigen Patrouillen sind auch nicht nach jedermanns Geschmack. Ibo zum Beispiel, der Kurde vom Paradies, hat mit den Rechten keine Probleme, zu den Linken äußert er sich nicht. Aber die Polizeiposten vor seinem Lokal und gegenüber, beim Bahnhof, die machen ihm zu schaffen: »Das schreckt doch die Gäste ab, die hierherkommen, um sich zu entspannen.« »Das Thema wird aufgebauscht«, sagt ein Stammgast. Die beiden Gruppen, die nach Fichtenberg wallfahrten, vergleicht er mit Dorfbanden. »Die gehen aus Langeweile

## Die Zeit – Politik : Wie lebt man mit Nazis?

aufeinander los, einer provoziert den anderen.«

Samstagabend, kurz nach sieben Uhr. Polizeihauptkommissar Hans Ulrich Stuibler hat gerade am Bahnhof nach dem Rechten gesehen. »Wir haben die Situation im Griff«, sagt er und erzählt von dem Blumenstrauß und dem Kaffee, die ein paar Fichtenberger der Streife in den vergangenen Wochen gebracht haben. »Weil ihr das so schön macht.« Stuibler ist zuständig für die Öffentlichkeitsarbeit der Polizeidirektion. Er weiß, dass viele Bewohner sich aber auch nicht gerade freuen, »wenn die Bullerei immer da ist«. Im Moment lassen sich weder Rechte noch Linke, noch Polizeibeamte blicken, aber der Eindruck täuscht. »Hier sind mehr Polizisten, als man sehen kann«, sagt der Kommissar.

Der rechte Szenetreff liegt in einer engen Gasse. Eine Erbegemeinschaft stellt das Haus zur Verfügung. Die Treffen selbst finden auf privatem Grund statt und können daher nicht verboten werden. Aber »sobald einer von denen kommt, dürfen wir Platzverweise erteilen«, sagt Stuibler. »Übrigens auch gegen das linke Gegenpotenzial.« Er deutet auf ein Loch in der Glastür des Szenetreffs. »Das waren die Linken«, sagt er und berichtet, wie beide Gruppen vor Kurzem aufeinander losgingen. Schlimmeres sei durch den schnellen Einsatz der Polizei verhindert worden. In der Antifa-Szene wird der Vorfall natürlich ganz anders beschrieben. Stundenlang seien Nazis bewaffnet durch die Straßen gezogen, um versprengte Linke zu jagen. »Wie so oft war der Staat auf dem rechten Auge blind.«

Das Wochenende ist vorbei. Stuiblers Leute haben ein paar Platzverweise erteilt, ansonsten ist es ruhig geblieben. Am Osterbrunnen auf dem Marktplatz stehen zwei ältere Frauen und schütteln den Kopf. »Unmöglich so was!« Ein Teil der Osterdekoration wurde von Jugendlichen zerstört. »Die Gemeinde könnte doch am Brunnen Wachtposten aufstellen lassen«, schlägt eine der beiden vor.

»Wir müssen es ohne die Polizei schaffen«, sagt der Bürgermeister

Roland Miola, der Bürgermeister, setzt auf eine andere Strategie. Da Fichtenberg seine Nazis nicht loswerden kann, sucht er nach Wegen, wie man mit ihnen leben könne. In den Läden müssen die Rechten nun Bestellungen aufgeben, die dann ein Einzelner abholen darf. Vereinen empfiehlt man, die Truppe ruhig, aber bestimmt auszuladen, wenn sie auf einem ihrer Feste auftaucht. Außerdem führt die Gemeinde mit den ortsansässigen Vertretern beider Gruppen Gespräche. »Die Dauerbelagerung durch die Polizei ist keine Lösung für das Dorf«, sagt Bürgermeister. »Wir müssen es ohne die Beamten schaffen.«

***DIE ZEIT, 19.04.2007 Nr. 17***

17/2007